

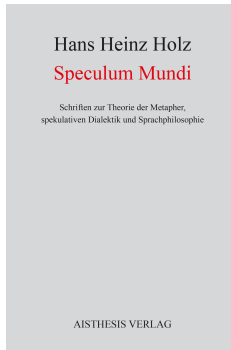
Leseprobe

Hans Heinz Holz

# Speculum Mundi

Schriften zur Theorie der Metapher,  
spekulativen Dialektik und Sprachphilosophie

Aus dem Nachlass herausgegeben  
von Jörg Zimmer



AISTHESIS VERLAG

---

Bielefeld 2017

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© Aisthesis Verlag GmbH & Co. KG Bielefeld 2017

Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld

Satz: Frank Hermenau, Kassel

Druck: docupoint GmbH, Magdeburg

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-8498-1206-5

[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)

# Inhalt

Vorwort des Herausgebers .....	7
Das Wesen metaphorischen Sprechens .....	9
Metaphorik überhaupt .....	33
Sprachformen des Mythos .....	43
Die Selbstinterpretation des Seins. Formale Untersuchungen zu einer aufschließenden Metapher .....	71
Das Licht in Schellings Naturphilosophie .....	131
Drei Fragmente zur Weg-Metapher .....	141
Natur und Gehalt spekulativer Sätze .....	155
Die Sprache und das Seiende im Ganzen .....	199
Dialektik – Theorieform und Erscheinung .....	243
Die Lust am Widerspruch .....	255
Zum Spiegelcharakter der Rechtsordnung .....	271
Nachweise der Erstveröffentlichung und Hinweise zur Entstehungsgeschichte .....	283

## Vorwort des Herausgebers

Bei den hier unter dem von Hans Heinz Holz noch selbst festgelegten Titel *Speculum Mundi* vorgelegten Texten handelt es sich um Arbeiten zu den für seine Philosophie charakteristischen und grundlegenden Problembereichen der notwendigen Metaphorik, der spekulativen Grundlegung der Dialektik aus dem Strukturmodell der Spiegelung sowie der Sprachphilosophie. Die Reihenfolge der Texte ist nicht chronologisch, sondern folgt der sachlichen Anordnung, die Holz noch selbst festgelegt hat. Der Bogen reicht von „Der Spiegelcharakter der Rechtsordnung“ aus dem Jahre 1951 (dem ersten Zeugnis, in dem Holz die Spiegelung als Strukturmodell für dialektische Theorie zu begreifen versucht) bis zu dem Text „Dialektik – Theorieform und Erscheinung“ aus dem Jahr 2011 – und umspannt so sechzig Jahre Arbeit an der Dialektik. Auch deswegen scheint es uns angemessen, sie aus Anlass seines neunzigsten Geburtstages im Februar 2017 vorzulegen.

Es ist nicht Aufgabe eines Vorwortes, in die Interpretation der prä-sentierten Studien einzutreten, sehr wohl jedoch, ihre Eigenart und ihren Ort im Gesamtwerk anzugeben. Der größte Teil dieser Studien stammt aus dem Frühwerk von Holz, das in der öffentlichen Wahrnehmung, die an den großen systematischen und problemgeschichtlichen Arbeiten des Spätwerkes orientiert ist<sup>1</sup>, keine bedeutende Rolle spielt. Umso deutlicher muss an sie erinnert werden, denn an diesen frühen Arbeiten kann die Genesis der Grundgedanken abgelesen werden, die sich bis in diese reifen und umfangreichen Werke durchhalten: die Frage nach Möglichkeiten, Grenzen sowie der Legitimität einer Grundlegungsfunktion philosophischer Metaphorik<sup>2</sup>, die Frage nach der Grundlegung materialistischer Dialektik im Strukturmodell der Spiegelung und die Frage

---

1 Vgl. Hans Heinz Holz, *Weltentwurf und Reflexion. Versuch einer Grundlegung der Dialektik*, Stuttgart/Weimar 2005; ders., *Dialektik. Problemgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart*, 5 Bände, Darmstadt 2011; ders., *Aufhebung und Verwirklichung der Philosophie*, 3 Bände, Berlin 2010–2011.

2 Siehe „Das Wesen metaphorischen Sprechens“ und „Metaphorik überhaupt“ in diesem Band, und *Weltentwurf und Reflexion*, S. 269–357.

nach dem Konzept einer notwendig spekulativen Struktur dialektischen Denkens<sup>3</sup>. Diese Problemstellungen können hier *in statu nascendi* nachvollzogen werden. Einzig der im Frühwerk noch sehr prominente Faden der Sprachphilosophie im Umkreis des Buches *Sprache und Welt* aus dem Jahre 1953 wird nicht in gleichermaßen sich durchhaltender Weise weiterverfolgt, aber doch wieder aufgenommen.<sup>4</sup> Alle diese Arbeiten zeigen also die Kontinuität des Grundgedankens.

Besonders hervorzuheben ist indes das Geburtsdokument der Widerspiegelungstheorie, der Text „Die Selbstinterpretation des Seins“. Diese *formale* Untersuchung der Spiegelung deckt die *Struktur eines universellen Seinsverhältnisses* auf und wird so im Denken von Holz zum metaphorischen Ausdruck und zum exakten Modell des Strukturganzen von Welt. Man muss diesen formalen und strukturellen Grundcharakter der Spiegelung begreifen, um die Widerspiegelungstheorie nicht im Sinne einer Abbildtheorie der Erkenntnis misszuverstehen. In dem Werk *Dialektik und Widerspiegelung*<sup>5</sup> wird diese Struktur der Spiegelung zuerst für die Entwicklung eines materialistischen Konzepts der Dialektik fruchtbar gemacht. Wer sich den Aufbau dieser Schrift ansieht, stellt fest, dass das ontologische Strukturmodell, das an der frühen formalen Analyse der Spiegelung gewonnen wurde, und die Einsicht in den spekulativen Grundgehalt der Dialektik, wie sie in der Groninger Antrittsvorlesung über „Natur und Gehalt spekulativer Sätze“ formuliert wird, auch schon für den ersten Entwurf materialistischer Dialektik als Widerspiegelungstheorie leitend ist. Dies bestätigt die systematische Grundlegung einer *zugleich* materialistischen und spekulativen Dialektik in *Weltentwurf und Reflexion*. Die frühe formale Untersuchung zeigt eben, dass beides sich nicht ausschließt, sondern unhintergebar zusammengehört. Denn die Spiegelung macht evident, dass es Realitätsgehalte sind, die im Denken erscheinen – und Wirklichkeit nur haben, indem sie im Spiegel erscheinen, also indem sie sich im Denken manifestieren. „Die Selbstinterpretation des Seins“ wirft insofern Licht auf das Grundanliegen der Philosophie von Hans Heinz Holz.

Girona, im November 2016

Jörg Zimmer

---

3 Siehe vor allem „Die Selbstinterpretation des Seins“ und „Natur und Gehalt spekulativer Sätze“ in diesem Band und *Weltentwurf und Reflexion*, S. 173 ff.

4 Vgl. Hans Heinz Holz, *Freiheit und Vernunft. Mein philosophischer Weg nach 1945*, Bielefeld 2015, S. 153 ff.

5 Vgl. Hans Heinz Holz, *Dialektik und Widerspiegelung*, Köln 1983.

# Das Wesen metaphorischen Sprechens

„Man bedenkt niemals genug, daß eine Sprache eigentlich nur symbolisch, nur bildlich sei und die Gegenstände niemals unmittelbar, sondern nur im Widerscheine ausdrücke.“

Goethe, Entwurf einer Farbenlehre

## I

Alles Denken hebt an mit der Anschauung, die uns die Sinne vermitteln. Das Anschauliche ist der unmittelbare Inhalt des Denkens. Von den Sinnen nimmt das Denken den Stoff her, den es bedenkt. Bald aber wird auch Unsinnliches zum Problem, sei es in der Form des Allgemeinen, das aus dem besonderen Anschauungsgegenstand abstrahiert wird, sei es in der Form des Verhältnisses, dessen Beschaffenheit zu beschreiben ist; sei es als Erlebnis, als psychisches Geschehen, das verständlich gemacht werden soll. „Dieser Löwe da“ wird zum Löwen an sich; die Beziehung des Menschen A zum Mitmenschen B wird als Treue bezeichnet. Auf dem sinnlichen Grund des Denkens entsteht das Abstrakte als die sprachliche Aussage des Unsinnlichen.

Indem das Unsinnliche in das Sprechen aufgenommen wird, muß es mitteilbar werden. Beim Anschauungsgegenstand genügt der *Hinweis* darauf, um einen gemeinsamen Verstehungsraum zwischen den Sprechenden herzustellen, um ein für allemal ein Wort an einen Gegenstand zu binden, es semantisch zu fixieren. Von der Deixis zur Ausbildung dinglicher Abstrakta führt ein gerader Weg. Der bestimmte Artikel, der das Abstraktum als solches gegen den besonderen singulären Fall abhebt, hat sich aus dem Demonstrativpronomen entwickelt.<sup>1</sup> Hier ist das Unanschauliche nicht im gleichen Maße problematisch wie bei einem von vornherein unsinnlichen Denkinhalt. Der Begriff kann durch ein „Schema“ zur Anschauung

---

1 Vgl. Bruno Snell, *Die Entdeckung des Geistes. Studien zur Entstehung des europäischen Denkens bei den Griechen*, Hamburg 1948, S. 217 ff.; ders., *Der Aufbau der Sprache*, Hamburg 1952, S. 168.

gebracht werden,<sup>2</sup> aber nur, wenn er von Anschaulichem abstrahiert ist. Solange es sich im Bereich des Dinglichen bewegt, hat das Denken einen festen Grund.

Nun ist aber auch das Dingliche, sobald es in die menschliche Erlebnissphäre einbezogen wird, nicht nur in seiner Substantialität gegenständig. Ihm kommen unsinnliche Qualitäten zu, insofern es Erlebnisreaktionen, Gefühlsinhalte, Stimmungslagen hervorrufen kann. Ein bizarrer Baum wirkt im Nebel oder in der Dämmerung drohend, eine Landschaft ist kahl und trist, das Knarren der Dielen im fremden, dunklen Raum ist unheimlich, das Heulen des Windes bedrückend. Hier sagt das präzisierende Adjektiv immer etwas aus, was zwar erfahrbar ist, aber am sinnlichen Gegenstand nicht ohne weiteres wie eine Eigenschaft haftet. Vor allem aber ist dieses So-Wirken des Gegenstandes keine im einfachen Hinweis dem anderen zu zeigende Realität, die sehend, tastend, hörend unmittelbar erfahren werden kann. Vielmehr muß man erst darauf aufmerksam machen, in welcher Weise hier der Gegenstand erfahren wird. So kann man zum Nachvollzug dieser Erfahrung anregen.

Das Unsinnliche, das nicht im gemeinsamen Verstehensraum der anschaulichen Umwelt steht, bedarf also der evozierenden Verdeutlichung. Verdeutlichen heißt hier: anschaulich machen. Das Unanschauliche soll durch ein Anschauliches so charakterisiert werden, daß es im anderen hervorgerufen wird. Ein Anschauungsinhalt muß dafür eintreten, nicht stellvertretend, sondern verweisend.<sup>3</sup> Ohne dieses Eintreten des Anschaulichen für das Unanschauliche wird dieses überhaupt nicht sagbar. Es bliebe verschlossen und fremd.

In diesem Sinne sprechen wir von *notwendigen* oder *ursprünglichen Metaphern*. Sie verhelfen einem Sachverhalt zu objektivem Sein, insofern das in ihnen Ausgesagte erst durch diese Aussage allgemein wird, d. h. über das subjektive, individuelle Erleben hinausreicht. Die notwendigen Metaphern stiften einen gemeinsamen Weltbezug, sie erschließen die Welt für ein kommunikatives Sichdarinbewegen, Sichverhalten der davon ange-

---

2 Vgl. Immanuel Kant, *Kritik der reinen Vernunft*, S. 176 ff. Es kann hier dahingestellt bleiben, ob die Charakterisierung des Schemas als eines Produktes der reinen Einbildungskraft a priori den Sachverhalt richtig kennzeichnet; jedenfalls ist der Schematismus die Brücke zwischen dem allgemeinen Begriff und dem einzelnen Sinnesgegenstand; vermöge des Schemas ist das Abstraktum anschaulich zu erfüllen.

3 Zu Zeichen, Verweisung, Bedeutung vgl. Hans Heinz Holz, *Sprache und Welt. Probleme der Sprachphilosophie*, Frankfurt a. M. 1953, S. 57 f.

sprochenen Menschen. Was diese Metaphern nennen, ist der Reflex der realen, ansichseienden Welt im Bewußtsein. Sie halten sich also durchaus auf der Subjektseite, gehören zum subjektiven Bestand der Subjekt-Objekt-Relation. Sie nennen aber nichts rein Subjektives, sondern etwas, was die Welt im Subjekt entspringen läßt, wenn beide sich aufeinander beziehen. Es geht darin nicht um das physikalische Sein der Dinge, wie sie unabhängig vom Menschen an sich sind. Vielmehr versucht das metaphorische Denken zu verstehen, was die Dinge *für uns bedeuten*. Die gemeinte Sache wird hinsichtlich eines Beziehungsanzuges erschlossen, in dessen Mittelpunkt der erlebende Mensch steht. Die Metapher ermöglicht nun, daß nicht das vereinzelte Subjekt, sondern der Mensch schlechthin sich in diesen Beziehungskomplex versetzen kann. Das metaphorische Sprechen macht die erlebte Beziehungsqualität zum mitteilbaren Sinn. In der Sprache stellt sich die Dialektik von Subjekt und Objekt, von Bewußtsein und Sein, von gesellschaftlichen Menschen und natürlicher Welt her.<sup>4</sup> Die ursprünglichen, notwendigen Metaphern leisten dies für den großen, inhaltsschweren Bereich der unsinnlichen Qualitäten des Seienden und der unsinnlichen Erlebnisse (das Wort im weitesten Sinne für alle psychischen Wirklichkeiten genommen) des Menschen.

Es gibt auch „kontingente“ Metaphern, d. h. solche, die ihren Gegenstand gleichsam durch eine Ähnlichkeit bezeichnen. Die Redefigur *pars pro toto*, die Metonymie, auch die Übertragung von Stoff- oder Formmerkmalen auf andere Bereiche gehören hierher; so etwa, wenn man von „goldenen Sternen“, von einem „Berg von Schwierigkeiten“ spricht.<sup>5</sup> Es ist deutlich, daß hier eine andere Übertragung vorliegt als in der Rede von einem „sonnigen Gemüt“ oder von der „Tiefe eines Gedankens“. Kontingente Metaphern gehören zwar auch in den Bereich der aufschließenden Rede, ihnen fehlt aber die absolute Deckung von Wortsinn und Gemeintem, die den notwendigen Metaphern eignet. Das Verhältnis der kontingenten zu den notwendigen Metaphern ließe sich parallel zu dem von Allegorie und Symbol<sup>6</sup> klären, nämlich derart, daß das kontingente metaphorische Sprechen sich in der *Alteritas* hält, während bei den notwendigen Metaphern sich die *Unitas* eines Sinnes herstellt.

---

4 Vgl. ebd., S. 25 ff.

5 Vgl. Bruno Snell, *Der Aufbau der Sprache*, S. 158 f.

6 Vgl. Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung* I, Berlin 1954, S. 191 ff.



## II

Das Grundphänomen allen metaphorischen Sprechens ist die Herstellung eines Bildes für ein Unanschauliches. Nicht immer gewinnt dieses Bild den verbindlichen Rang einer Metapher. Oft bleibt es auf anderen Stufen der bildlichen Rede stehen, unverbindlicher, gleichsam das Gemeinte umkreisend, andeutend, ohne es unmittelbar durch ein Bild auszusagen. Vergleich, Gleichnis und Analogie stehen in enger Nachbarschaft zur Metapher, müssen aber gegen diese abgegrenzt werden.<sup>7</sup> Auch diese Formen des bildlichen Sprechens haben für die Begriffsbildung eine wichtige Funktion, und manchmal gehen sie gleitend in echt metaphorische Darstellung über.

Am fernsten zur Sache selbst hält sich der Vergleich. Schon durch formale sprachliche Mittel betont er den Abstand zwischen den Vergleichenen. „Kämpfen muß das Volk für sein Gesetz wie für die Mauer“, heißt es bei Heraklit B 44. Das komparative „wie“ hält Gesetz und Mauer auseinander. Verschiedenes wird im Vergleich zusammengestellt, hinsichtlich eines gemeinsamen charakteristischen Zuges aufeinander bezogen. „Erasmus sieht listig aus wie ein Fuchs“ – in dieser Feststellung, die man etwa vor einem der Holbeinschen Erasmus-Porträts treffen könnte, wird nichts anderes als eine individuelle Charakterisierung erstrebt, die ein persönliches Merkmal deutlich machen soll. Die Person bleibt dem Vergleichsobjekt, dem Tier, als ein Anderes, im Grunde genommen Disparates entgegengesetzt. Wieviel näher rücken sich beide schon in der metaphorischen Verdichtung der gleichen Aussage: „das fuchsische Gesicht des alten Erasmus“. Hier ist nun der Tiervergleich als ein zulässiger *modus comparationis* für den vorliegenden Fall schon vorausgesetzt; das Vergleichene wird in ein intimeres, wesentlicheres Verhältnis gebracht. Aus den Gesichtszügen der Person spricht unmittelbar so etwas wie Fuchsart. Nicht mehr das einmalig individuelle Merkmal, das der Vergleich heraushob, steht nun in Frage, sondern das Gattungsallgemeine eines menschlichen Wesenszuges, das im Individuum Gestalt annimmt. Die Metapher, eine durchaus kontingente in diesem Falle, rückt dem Gemeinten näher auf den Leib. Der Vergleich hält Distanz.

Intensiver als der Vergleich ist das Gleichnis. Es steht am Anfang aller begrifflichen Fixierung, die sich, von ihm ausgehend, immer reicher

---

7 Vgl. Bruno Snell, *Die Entdeckung des Geistes*, S. 181 ff.

entfaltet.<sup>8</sup> Dem Vergleich ist es verwandt, insofern es die Vergleichenen nicht zur Deckung bringt; Gemeintes und Bild bleiben als Getrennte bestehen. Der Metapher nähert sich das Gleichnis indessen, insofern es das Gemeinte als solches enthält, wenn auch in „eingekleideter“ Form, als Sinngehalt des Vorgangs. Ein Beispiel mag das verdeutlichen (nach Diogenes Laertius, I, 30; 106):

Als Chilon fragte, ob jemand weiser sei als er, gab die Pythia das Orakel:

„Myson lebt am Oita in Chen; der ist, so verkünd' ich, noch weit besser als du mit klugem Geiste versehen.“

Neugierig reiste Chilon in das Dorf und fand ihn, wie er mitten im Sommer den Sterz am Pflug befestigte, und sagte: „Aber Myson, jetzt ist doch nicht die Zeit für den Pflug.“ „Wohl aber“, antwortete jener, „ihn herzurichten.“<sup>9</sup>

Um was es hier geht, ist die Charakterisierung der planenden Vorsorge als Merkmal der Klugheit. Im Vorgang der vorsorglichen Bemühung ist eben die Klugheit enthalten. So kann dieser Vorgang an die Stelle des Begriffs treten ohne ihn doch als Begriff auszubilden (was zur Metapher hinzugehört). Das Gleichnis ist nie ein auf Anschauung gebrachter Begriff, sondern immer das anschauliche Geschehen selbst, insoweit dieses typisch ist und so den Begriff durchscheinen läßt. Aus diesem Grunde steht das Gleichnis dem Kunstwerke nahe, ja es ist oft ein Kunstwerk, wie die Fabel oder die Parabel. Für die Entdeckung des Unanschaulichen vermittelt Repräsentation durch ein Anschauliches haben die Gleichnisse als Vorstufe und Übergang zum metaphorischen Denken eine wichtige Funktion. In den homerischen Epen wird im Gleichnis die erste Formulierung des Unsinnlichen gefunden.<sup>10</sup> Das ist nicht so, als ob die Gleichnisse erläuternd zu dem Ausgesagten hinzutreten. „Die Gleichnisse gehen nicht als Ausschmückung neben der Handlung her, sondern ersetzen sie geradezu.“<sup>11</sup> Sie haben auch nicht die Aufgabe, ein ohnehin anschaulich Darstellbares auszumalen. Sie treten vielmehr für das ein, was mit den Mitteln unmittelbarer, einfacher Anschaulichkeit nicht mehr zu

8 Am Beispiel des griechischen Denkens verfolgt B. Snell, ebd., den historischen Verlauf dieses Prozesses im einzelnen.

9 Bruno Snell, *Leben und Meinungen der sieben Weisen*, München 1943, S. 63.

10 Vgl. Bruno Snell, *Die Entdeckung des Geistes*, S. 15 ff. und 181 ff.; Roland Hampe, *Die Gleichnisse Homers und die Bildkunst seiner Zeit*, Tübingen 1952.

11 Ebd., S. 10 u. ö.

gestalten ist. Hierin erweisen sie sich als exakt metaphorisch, insofern sie notwendig ein Bild auf einen unsinnlichen Zustand oder Vorgang übertragen. Die zahlreichen Gleichnisse zur Schilderung der Volksversammlung im 2. Gesang der *Ilias* sind solche notwendigen Bilder. „Hier galt es, ein im einzelnen nicht mehr erfaßbares, unübersehbares, in tausendfältiger Vielheit sich *gleichzeitig* abspielendes Geschehen festzuhalten.“<sup>12</sup> Das Unübersichtliche, die Menge, wird durch bildhafte Rede versinnlicht, präzisiert. Dasselbe gilt für iterative Vorgänge (z. B. *Ilias* 11, 172 ff.). Kräfte, an sich unsichtbar, werden im Erlebnis des Gesamtgestus einer Situation faßlich. Diesen Gesamtgestus, die Ausdrucksqualität, umschreibt das Gleichnis (z. B. *Ilias* 22, 25 ff.). Und schließlich ist es seelisches Geschehen, das sich im Gleichnis darstellt (z. B. *Ilias* 18, 318 ff.). So eröffnet sich ein ganz neuer Verstehensraum, der im Gleichnis allgemein zugänglich wird. Der Logos der Welt, ihr Gemeinsames, das sich im Worte vermittelt, wird reicher. Nicht nur die äußere Welt der Dinge, auch die innere der Erlebnisse kann nun ausgesagt und damit für alle Menschen gemeinsam werden; sie stehen, nach einem Worte Heraklits (B 89), im Wachen in *einer* Welt, nur im Schlaf wendet sich jeder seiner eigenen zu. Die Sprache der Bilder ist der Schlüssel zur echten Gemeinschaft, weil sich darin das Verstehen des Menschen durch den Menschen herstellt.<sup>13</sup> Die notwendigen Metaphern und ihre im Gleichnis gegebenen Vorstufen übernehmen also die allgemeine Funktion der Sprache, Verstehensmedium des vergesellschafteten Menschen zu sein, für den intersubjektiven Bereich der Erlebnisqualitäten der Welt. Gefühle, Stimmungen, alle Ausdrucksphänome werden dadurch in das Instrumentarium des Bewußtseins aufgenommen. Das heißt aber, daß ein ungeheurer anthropologischer Grund für das gemeinsame Bedenken und Tun freigelegt wird. Neben anderen werden auch Erwartungsaffekte und prospektive Akte<sup>14</sup> damit in die zwischenmenschliche Verständigung aufgenommen und so zu Triebkräften des gesellschaftlichen Geschehens gestaltet.

12 Ebd., S. 13. Bei Hampe zahlreiche Beispiele für die verschiedene Funktion der Gleichnisse Homers.

13 Sprache als solche ist die Voraussetzung des gesellschaftlichen Seins. Vgl. J. W. Stalin, *Der Marxismus und die Fragen der Sprachwissenschaft*, Berlin 1951, S. 26; vgl. Hans Heinz Holz, *Sprache und Welt*, S. 30 ff.

14 Über die fundamentale Bedeutung dieses anthropologischen Grundes für den subjektiven Faktor in der Geschichte vgl. Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung* I, Kap. 9-14.

So wächst aus Vergleich und Gleichnis die Einsicht in das Unsinnliche. Dieses so zu benennen, daß es sich in seinem Seinsmodus offenbare, ist die Aufgabe der Metapher. Ihr bleibt vorbehalten, das Begriffliche zu fixieren, was im gleichnishaften Sprechen erzählend umschreibend ins Bewußtsein gerufen wurde. Denn die Metapher nennt nun präzise ein Unnsinnliches mit anschaulichem Bilde.

Da die sinnliche Form der Anschauung der Raum ist, da räumliche Verhältnisse unmittelbar anschaulich erlebt werden, sind es zunächst Raum-Metaphern, die das Unsinnliche erschließen. Ernst Cassirer hat mit Nachdruck auf diesen Sachverhalt hingewiesen:

„Auch die abstraktesten Gestaltungen der Sprache weisen noch deutlich den Zusammenhang mit der primären Anschauungsgrundlage auf, in der sie ursprünglich wurzeln. Auch hier trennt sich die Sphäre des ‚Sinns‘ nicht schlechthin von der der ‚Sinnlichkeit‘, sondern beide bleiben aufs engste ineinander verwoben ... Vor allem ist es die *räumliche* Anschauung, an der sich dieses Ineinander des sinnlichen und des geistigen Ausdrucks in der Sprache durchgehend beweist. Gerade in den allgemeinsten Ausdrücken, die die Sprache zur Bezeichnung geistiger Prozesse erschafft, tritt die entscheidende Mitwirkung der räumlichen Vorstellung aufs deutlichste hervor. Noch in den höchstentwickelten Sprachen begegnet diese ‚metaphorische‘ Wiedergabe geistiger Bestimmungen durch räumliche ... Hinter dieser Schärfe der räumlichen Charakteristik treten alle anderen Bestimmungen zurück, oder sie kommen nur durch die Vermittlung von Ortsbestimmungen zur indirekten Darstellung. Dies gilt ebenso wie für die *zeitlichen* auch für *qualitative* und *modale* Unterschiede ... Es ist, als würden alle gedanklichen und ideellen Beziehungen dem Sprachbewußtsein erst dadurch faßbar, daß es sie auf den Raum projiziert und in ihm analogisch ‚abbildet‘. An den Verhältnissen des Beisammen, des Neben- und Auseinander gewinnt es erst das Mittel zur Darstellung der verschiedenartigen qualitativen Zusammenhänge, Abhängigkeiten und Gegensätze.“<sup>15</sup>

Der Raum als die Seinsform der Materie wird so zum Grundelement der Seinsauslegung überhaupt. Ein anderes Seinsverständnis als vom materi-

15 Ernst Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen* I, Darmstadt 1953, S. 149 ff. (= S. 146 ff. der 1. Auflage von 1923). Des weiteren folgt dann die Rückführung der räumlichen Metaphern auf die Deixis und auf die ursprünglich anthropologischen Befunde der Körperteile und der Stellung des leiblichen Ich in der Umwelt; vgl. hierzu Hans Heinz Holz, *Sprache und Welt*, S. 15 ff.

ell Gegebenen her ist gar nicht möglich. Jedes Sprechen, das sich selbst versteht, weiß um den Sachverhalt, daß alles nur gemäß den Modi des Materiellen vorgestellt wird. Auch das „Wie“ des Unsinnlichen unterliegt diesem Gesetz. Die Inhalte des Bewußtseins sind immer an die Formen und Kategorien des Seins gebunden.

Die heraklitische Rede vom *logos bathys* macht das deutlich. Der *logos* hat seine eigene Dimension, die durch die Tiefe erschlossen werden soll. Tiefe heißt räumlich: eine nicht mit einem Blick zu übersehende Erstreckung, vor allem eines Hohlraums, in dem sich etwas noch Unentdecktes befinden kann (die Vorstellung von Dunkelheit und Ausleuchten des Dunklen wird leicht assoziiert). Man denkt an eine tiefe Grube, an die Tiefe eines Gewässers. Hier ist ausloten und nachspüren am Platze, um Neues ans Tageslicht zu bringen. Das gleiche gilt nun vom *logos*, von dem Sinn der Rede, in die das Verhältnis des Menschen zur Welt eingeht. Auch er ist unerschöpflich. Sinn und Bedeutung weiten sich im Gang des Menschen. Mit dreifacher Raum-Metapher: „Der Seele Grenzen kannst du nicht ausfinden, auch wenn du gehst und jede Straße abwanderst; so tief ist ihr Sinn.“ (Heraklit B 45). So bleibt der Sinn, als Bezugspunkt menschlichen Handelns, immer offen, aus sich selbst reicher werdend (B 115). Der Sinn weist über sich hinaus auf Perspektiven und Realmöglichkeiten des Seins. Er ist immer *logos bathys* als ein noch auszulotender.

Die Raum-Metapher der Tiefe (wie die ergänzende der Grenze und des endlosen Weges) erschließt so einen neuen Bereich. Sie offenbart, was im Verhältnis des Menschen zur Welt an verborgenen Möglichkeiten steckt, und macht – worauf noch einmal zurückzukommen ist – den Sinn des Seins kenntlich, indem sie das Sein des Sinns abbildet (d. h. ins Bild faßt). Ohne diese bildhafte Konkretisierung bliebe der Seinsmodus des *logos* ungesichtet.

Insofern zum Unsinnlichen kein anderer allgemeiner Verstehenszugang gegeben ist als durch das Bild, ist die Metapher „ursprünglich“. In ihr entspringt nämlich allererst der gemeinsame Sinn dieses zuvor nur individuell-subjektiv Gefühlten. Die ursprüngliche Metapher gibt an, wie etwas vorgestellt werden muß. Das besagt, daß das, was in der Metapher dargestellt wird, so und nicht anders ist und daß es nur vermittels der metaphorischen Rede in seinem Sein vorgestellt werden kann. Das Bild und das Gemeinte der Metapher sind identisch: das, was die Metapher aussagt, *ist* die Wirklichkeit des Ausgesagten in strengem Sinne. Insofern ist die ursprüngliche Metapher zugleich eigentliche und bildliche Rede. In diesem Zugleich liegt ihre Notwendigkeit begründet.

Der Unterschied von bildlicher und eigentlicher Rede, der für das Wesen der Metapher ausschlaggebend ist, begegnete uns schon oben, ohne

daß wir ihn ausdrücklich notiert hätten. Wenn wir sagten, das Gesicht des Erasmus sei fuchsisch, so konnte diese Rede nur bildlich gemeint sein. Ihr Kernpunkt liegt ja gerade darin, daß Erasmus kein Fuchs ist, sondern nur gemäß dem typischen Bilde eines Fuchses vorgestellt wird. Nun hörten wir aber auch, der bizarre Baum im Nebel wirke drohend, das Heulen des Windes sei bedrückend. Hier hat zwar eine Übertragung stattgefunden, die aber gerade nicht als das Bild, demgemäß ein Sachverhalt vorgestellt wird, sondern ohne Umschweife als Ausdruck des Sachverhaltes selbst erscheint. Daß der heulende Wind bedrückt, erlebe ich ja unmittelbar. Die Rede ist also rein eigentlich gemeint, genauso, wie wenn ich sage: Der neue Schuh drückt meinen Fuß. Und doch ist, wie ersichtlich, ein himmelweiter Unterschied zwischen beiden Sätzen. Der erste ist nämlich rein eigentlich und *zugleich* bildlich; der zweite ist rein eigentlich, ohne bildliche Komponente, weil er eine unmittelbare Sinneserfahrung des Tastsinnes wiedergibt, aus dessen sprachlicher Ausdruckssphäre sein Vokabular genommen ist. Man kann sagen: Das Drücken des Schuhs ist eine Eigenschaft, die dem Schuh als solchem zukommt; das Bedrückende des Windes hingegen ist die Art und Weise, wie ich ihn aufnehme. Logisch heißt das: Das Drücken des Schuhs ist ein *determinierendes* Prädikat, das Bedrückende des Windes ein *modifizierendes*.<sup>16</sup> Darüber ist in den nächsten Abschnitten mehr zu sagen.

Zum Abschluß: Die Trennung von Bild und Sinn in der uneigentlichen Rede macht das Wesen der kontingenten Metapher aus. Sie ist eine Stilform und wird als eine besondere Art des Sprechens auf jeden beliebigen Gegenstand angewandt. Die Einheit von Bild und Sinn in der eigentlichen bildlichen Rede kennzeichnet die notwendigen Metaphern. Diese sind das Sprechen selbst, auf eine bestimmte Art von Gegenständen (nämlich unsinnliche) gerichtet. Es gibt keine andere Art, über diese Gegenstände zu sprechen. Darum sind diese Metaphern notwendig.<sup>17</sup>

---

16 Zum Gebrauch dieser Termini vgl. Josef König, *Sein und Denken*, Halle 1937.

17 Insofern entstehen viele notwendige Metaphern zunächst im Raume mythischen und religiösen Sprechens, um dann säkularisiert und rein weltlich gebraucht zu werden; dies habe ich in einem Vortrag „Über einige säkularisierbare religiöse Ur-Symbole“ anlässlich der 3. Jahrestagung der Deutschen Vereinigung zum Studium der Religionsgeschichte, Marburg 1953, zu zeigen versucht.